Alaska-Gold [Fortsetzung]

Autor(en): **Droonberg, Emil**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **26 (1936)**

Heft 9

PDF erstellt am: **25.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-637130

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

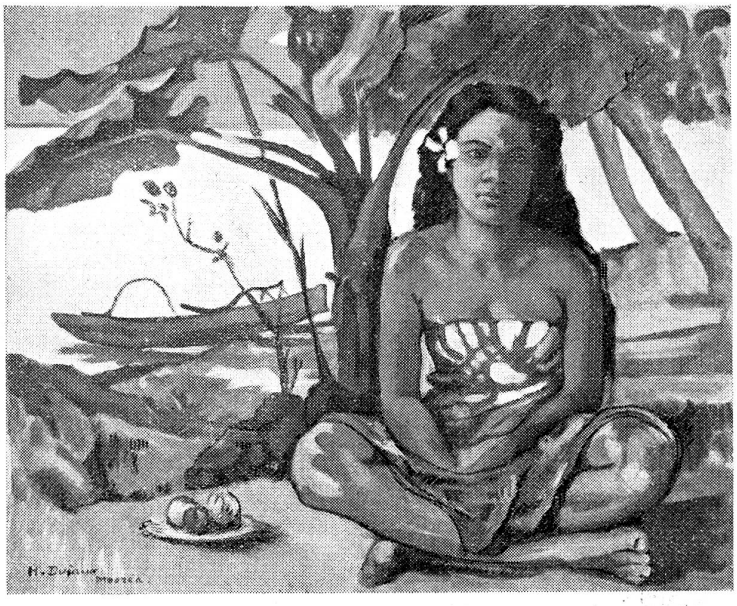
Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

besteigbare, scharfgezackte Felstürme tragen schwere Gewitterwolken — verlassen liegt ein Kanoe am Strand. Eigenartiger Zauber offenbart sich in der Gestalt jener Mestizin — mattgold schimmert die Körperfarbe des jungen Mädchen aus Tahiti, blendendweiß leuchtet die Blume der Freude im dunkeln, gewellten Haar — — In sonnige Landschaften taucht unser Blick — frohe, leuchtende Farben wecken unsere Sehnsucht nach jenen fernen, glücklichen Inseln, die der Maler Dufaux in Begleitung des bekannten Schilderers und Kenners tropischer Länder, René Gouzy, bereist hat.

Ein Bild besonders fesselt uns — zartblau das Meer, in lebhaftem Rotgelb die vulkanischen Inseln, sattgrün die üppige Vegetation — es ist das Bild Numeas auf Neukaledonien, wo Henri Rochefort in der Verbannung gelebt. Henri Dufaux, der Genfer Maler, der Schöpfer all der prächtigen Bilder aus der Südsee, ist ein Enkel jenes Henri Rochefort. Entzücken packt uns vor diesen Bildern aus Papeete, Pomotu, Morea, Raiatea, Bora-Bora, die von freudiger, bejahender Auffassung, von eindringlicher Gestaltungskraft zeugen.

Die Gemäldeausstellung von Henri Dufaux bleibt bis 3. März geöffnet — Südseezauber — Hirschengraben 6. C. Bj.



H. Dufaux. Junge Tahitianerin.

Alaska-Gold

Roman aus der Zeit der grossen Goldfunde in Kanada und Alaska von Emil Droonberg. Copyright by Hesse & Becker, Leipzig.

9

Der andere bestand aber offenbar ebenso entschieden auf seinem Willen und stampfte sogar ein- oder zweimal ungeduldig mit dem Fuße auf. Zuletzt schien der Storehalter nachzugeben, denn er zuckte nur noch mit den Achseln, als füge er sich nur gegen seinen Willen und unter Ablehnung jeder Verantwortung dem des anderen, dann wandte er sich einer Stelle zu, die dieser ihm bezeichnete.

Dort nahm er zwei Säcke auf, die zweifellos Proviant und Kampausrüstungsstücke enthielten, lud sich diese auf die Schultern und verließ von dem Fremden gefolgt das Schiff.

Sie begaben sich indessen nicht nach dem Store, sondern nach einem der beiden Nebenhäuser. Nach einer kleinen Weile kam der Storehalter aus diesem wieder zum Vorschein und schritt nach dem größeren Gebäude, in dem er seinen Handel betrieb und den Kunden von vorher auf sich warten wußte. — —

Am anderen Morgen in aller Frühe, nachdem er in einem anstoßenden Schuppen, in seine Decken gewickelt, die Nacht zugebracht und ein Packpferd, das er von Battiste erhandelt, mit seiner Ausrüstung beladen hatte, brach Escher auf, um zunächst den Indianer aufzusuchen, der ihm als Führer durch die Sümpfe dienen sollte.

Das Boot hatte schon fast eine Stunde vorher die Trossen losgeworfen und sich mit einem lauten Heulen seiner Dampfpfeife in die Mitte des Stromes geschoben. Seine Rauchschleier waren nur noch in der Ferne sichtbar.

Der Storehalter begleitete Escher eine kleine Strecke. An einer Wegbiegung blieb er stehen und deutete auf einen gutausgetretenen Pfad, der in die Einöde führte.

„Wenn M'sieur diesem Trail folgt, so kann er die Hütte nicht verfehlen. In einer halben Stunde wird er auf sie stoßen. Wenn er den Indianer trifft und der in führen will, so ist alles gut. Wenn nicht, dann muß er zurückkommen. Besser einen Claim zu verlieren, als das Leben, n'est ce pas? In den Sümpfen wohnen zehntausend Teufel. Es ist nichts für einen Cheechako. Ich, Battiste, weiß es. M'sieur ist gewarnt. B'n jour und viel Glück!"

In der Tat hatte Escher nicht die geringste Schwierigkeit, dem Trail zu folgen.

Noch hatte er die Hütte, die wie der Storehalter ihm mitgeteilt, zum Schutze gegen die Winterstürme in einer Gebüschgruppe lag, nicht zu Gesicht bekommen, als er bereits auf ihr Vorhandensein durch drei ruppige Köter aufmerksam gemacht wurde, die mit rasendem Gekläff aus einer Lücke zwischen den Bäumen hervorbrachen und auf ihn losstürmten.

Er hatte Mühe, sich und das unruhig schnaubende Pferd gegen ihren rasenden Angriff zu schützen und erst, als es ihm gelungen war, ihnen mit seinem Stocke ein paar kräftige Hiebe zu versetzen, kamen sie etwas zu Besinnung und hielten sich in respektvoller Entfernung.

Wenige Minuten danach stand er vor der Hütte.

Sie war aus dicken Baumstämmen erbaut, die Fugen zwischen diesen sorgfältig mit Lehm verschmiert und das Dach mit Rasenstücken belegt, so daß sie im Winter immerhin eine ausreichend warme Behausung abgeben mochte. Einige große Holzstapel, die an den Wänden aufgeschichtet waren, legten Zeugnis davon ab, daß ihr Besitzer für diese schlimme Zeit auch bereits Vorsorge getroffen hatte.

Die Tür stand offen, und in ihrem Rahmen erblickte Escher ein altes Indianerweib, das, auf die Annäherung eines Fremden durch die Hunde bereits aufmerksam gemacht, nicht ohne Neugier, wie der Ausdruck ihrer dunklen Augen verriet, wenn auch das runzlige Gesicht vollkommen regungslos blieb, sein Herankommen erwartete.

Ihr Mann? Nein, der war nicht daheim.

Das wurde durch ein stummes Kopfschütteln ausgedrückt.

Escher hatte englisch gesprochen, und da das Weib offenbar nur einige Brocken davon verstand, suchte er durch Gesten in der Richtung der Sümpfe ihr verständlich zu machen, daß er ihren Mann als Führer zu gewinnen wünsche.

Sie hatte das auch begriffen. Es mochte das gewöhnliche Anliegen sein, das Fremde nach ihrer Hütte führte.

„Nicht da. Ausgegangen — fort — Schießen."

Sie machte die Bewegung des Anlegens einer Flinte und Escher entnahm daraus, daß sich der Mann auf der Jagd befand. Das war es, was er die ganze Zeit gefürchtet hatte. Der Winter kam heran und es mußte beizeiten für Vorräte gesorgt werden, die, wenn erst der Frost dieses Nordlandes hier seine Herrschaft übte, nicht leicht zu beschaffen waren.

Wann er zurückkommen würde?

Es war eine Frage, auf die er kaum eine befriedigende Antwort erwarten konnte, aber er stellte sie dennoch.

Die Squaw zeigte nach dem Himmel, zuckte aber gleich danach die Schultern in einer Bewegung des Zweifels.

„Eine Sonne — Mebbiso! — Weiß nicht. — Zwei Sonnen. — Mebbiso mehr Sonnen."

Escher überlegte.

Hier auf die Rückkehr des Indianers zu warten, die vielleicht erst in mehreren Tagen erfolgte, würde ihm den anderen Claimjägern gegenüber jeden Vorsprung rauben. Umkehren und das nächste Boot nach Wickersham benutzen, bedeutete das gleiche.

Nein, er hatte nun einmal das Unsichere gewählt, den kürzeren Weg, auf die Gefahr hin, den Indianer nicht anzutreffen. Sollte er jetzt, nachdem sich das als eine Unvorsichtigkeit und ein großer Fehler erwiesen hatte, das Unternehmen, in das er so viel Hoffnungen gesetzt, aufgeben? Schließlich konnte er die Fährte Hendersons und des Indianers folgen, die doch erst ein paar Tage alt war. Es hatte nicht geregnet seitdem.

Freilich, die Herbstregen konnten jeden Tag einsetzen und wenn sie die Fährte verwischten und er den Weg verlor, würde ihn das „singende Volk" in ganze Wolken einhüllen, während er durch den Morast schwankte und strauchelte.

Es war nicht leicht, zu einer Entscheidung zu kommen, denn er wußte, daß der Fünfzig-Meilen-Sumpf weit und breit berüchtigt war. Deshalb hatte wohl auch kein anderer der Claimjäger diesen Weg gewählt.

Ein Surveyor in Dawson hatte ihm erzählt, daß er mit einigen anderen Surveyorn auf seiner letzten Reise in das Innere in einer Berglandschaft auf einen Mann gestoßen war, den die Quälereien der Moskitos wahnsinnig gemacht hatten. Er hatte seine Streichhölzer eingebüßt und war daher nicht imstande gewesen, Smudges anzulegen, qualmende Feuer, um die Moskitos zu vertreiben, obwohl das auch nur einen recht unvollkommenen Schutz gewährt. Tag und Nacht war er in Wolken von ihnen eingehüllt gewesen, und sie hatten seinen Körper fast leer gesaugt von Blut. Er konnte nicht ruhen und an Schlafen war gar nicht zu denken. Achtundvierzig Stunden lang hatte er jeden Augenblick mit diesen Horden von Höllengeistern um sein Leben gekämpft. Eine Stunde, nachdem die Surveyors auf ihn gestoßen, war er an einem Tobsuchtsanfall gestorben.

Er schalt sich einen Narren, daß er dieser unsicheren Aussicht nachgegangen war. Das kann man tun, wenn man Zeit zu verlieren hat, nicht aber, wenn ein paar versäumte Minuten über das Gelingen oder Mißlingen eines Unternehmens entscheiden können.

Vielleicht war die Sache aber nicht so schlimm. Er hatte reichlich Moskitogaze bei sich, konnte der Fährte Hendersons folgen, und wo die ihm im Stich ließ, würde die Karte aushelfen. Hatte er einmal die Torheit begangen, auf gut Glück diesen Weg zu wählen, so mußte er auch die Folgen tragen. Die andern waren eben klüger gewesen als er, saßen jetzt bequem auf dem Deck oder in den Kajüten des „River Girl" und hatten dann nur noch ein Rennen über einen sicheren, wenn auch langen Weg gegeneinander auszufechten. Aber doch immerhin ein Rennen, das jedem die gleichen Chancen bot, während er hier stand und durch ein Wagnis in einer Sache, bei der ein solches von vornherein unbedingt hätte ausgeschlossen bleiben müssen, jede Chance verloren hatte.

Es war ihm natürlich unbekannt, wie viele der Fahrgäste des „River Girl" nach den neuen Fundplätzen unterwegs waren. Denn wer eine solche Absicht hatte, trug Bedacht, sie geheimzuhalten. Es war aber sicher, daß eine Anzahl von ihnen dem gleichen Tip nachjagte wie er.

Das entschied.

Er winkte der Indianerin einen Abschiedsgruß zu, gab seinem Pferde einen Schlag mit der flachen Hand auf die Flanke, begleitet von einem „Get up!" und ohne einen Moment weiteren Zögerns schlug er den Weg in der Richtung der Sümpfe ein.

Er konnte der Fährte Hendersons ganz leicht folgen. Sie führte keineswegs dauernd durch Sümpfe, sondern auch abwechselnd durch Täler und über Hügel. Am Mittag machte er an einem Bache halt, ließ das Pferd grasen und fing ein paar Forellen, die ihm ein Mittagsmahl lieferten. Dann zog er weiter.

Die Einsamkeit um ihn her weckte ganz eigenartige Empfindungen in ihm. Er wußte, daß er mit Ausnahme des Indianers und seiner Squaw und des Storehalters in Fairbanks Landing der einzige Mensch auf vielleicht sechzig oder siebzig Meilen in der Runde war und das gab ihm ein Gefühl des Alleinseins, wie er es noch niemals zuvor gekannt. Es war nicht Furcht, aber etwas Bedrückendes hatte doch die „hehre" Einsamkeit, wie er sie in den ersten Stunden seiner Wanderung genannt, aber nicht länger mehr nannte. Manchmal sang er und der Klang seiner Stimme erschien ihm wie ein Mißton in der tiefen, nur hin und wieder von dem Schrei eines Raubvogels unterbrochenen Stille um ihn her.

Mehrmals stieß er auf Fährten von Moosen und Karibus und einmal machte ein riesiger Moose-Bulle, der in einer Gruppe niedriger Büsche gesessen und ihn ganz dicht an sich hatte herankommen lassen, vor ihm auf. Einen Augenblick sah es aus, als ob er ihn annehmen wollte und Escher erschrak, da seine Rifle am Packsattel hing. Der unangenehm heiße und feuchte Sommer des Jukontales hatte sich dieses Jahr bis tief in den September hinein verlängert und die Sonne brannte auch heute so sengend vom Himmel hernieder, daß er sich der Last seiner Waffe gern entledigt hatte. Der Moose besann sich indessen eines andern und trollte sich gemächlich in das Gehölz hinein.

Ihm noch nachträglich einen Schuß aufzubrennen, hatte keinen Sinn, da Escher genügend Proviant besaß und das Aufbrechen des Wildes und die Sicherung des Wildbrets nur nutzloser Zeitverlust gewesen wäre. Er schritt mit seinem Packpferde rüstig aus.

Der infame, leise Gesang der Moskitos, die den Gepeinigten bis zur Wut reizen kann, war stets um ihn. Das Moskitonetz um seinen Kopf und die dicken Stulphandschuhe gewährten ihm nur einen unzulänglichen Schutz.

Sein Packpferd war völlig bedeckt mit Moskitos und litt fürchterlich. Es mußte auch Stiche in die Lippen empfangen haben, die es empfindlich schmerzten, denn nach ein paar Schritten scheuerte es diese immer wieder an der Erde, oder rieb sie zwischen den Kräutern, die den Boden bedeckten, hin und her. Manchmal strich Escher die Moskitos streifenweise mit der Hand von dem Fell herunter, aber das verschlimmerte die Sache nur, denn es blieb eine Blutbahn zurück, die sie erst recht anlockte. Darauf versuchte er es mit dem dichtbelaubten Zweige, den er als Wedel gebrauchte. So wenig Hilfe das dem geplagten Tiere auch brachte, es war alles, was er tun konnte.

Allmählich wurde auch das Gehen schwerer. Der bisher harte Grund ging mehr und mehr in einen weichen, unter seinen Tritten nachgebenden Moosboden über, und über einzelne Strecken mußte er sein Pferd am Zügel führen.

Trotzdem hatte er am Abend eine gute Anzahl Meilen zurückgelegt. Er lagerte auf etwas festerem Grunde, zündete rund um seine Lagerfeuer einige Smudges an und lies das

Pferd grasen. Es nahm Bedacht darauf, auf der Windseite der Smudges zu bleiben, wo der dicke Qualm die Moskitos wenigstens einigermaßen in Schach hielt.

Als er seine Abendmahlzeit bereitet und verzehrt hatte, wurde er gewahr, daß der Wind allmählich stärker aufsprang. Das verminderte die Moskitoplage noch etwas mehr. Gleichzeitig stellte er aber mit Besorgnis fest, daß der bisher klare Himmel sich umwölkt hatte.

Wenn das etwa Regen verkündete, so würde das die Schwierigkeiten seiner weiteren Wanderung fast bis ins Unerträgliche steigern und die Gefahr des Irregehens bedenklich näherrücken.

Während seine Gedanken noch bei dieser beunruhigenden Aussicht verweilten, wurde sein müßig umherschweifender Blick plötzlich von etwas in der Ferne gefesselt. Auf der rauchfreien Seite seines Lagerplatzes, nach welcher hin die Aussicht unbehindert war, bemerkte er in der Entfernung von etwa einer Meile zu seiner großen Ueberraschung Rauchwolken.

Er war also doch nicht so allein in dieser Einöde, wie er geglaubt hatte, denn der Rauch, obwohl vom Winde verstreut, stammte unverkennbar von Smudges her. Und wo solche waren, mußten sich Menschen befinden. Zum mindesten einer. Er zweifelte nicht daran, daß es ein anderer Claimjäger war, der dieselbe Torheit begangen hatte wie er, nämlich den kürzeren, aber dafür auch unsichereren Weg durch die Sümpfe zu wählen. Seltsam erschien es ihm nur, daß er ihn nicht schon in Fairbanks Landing gesehen und auch Battiste, der Storehalter, bei seinem Aufbruche am Morgen seiner mit keinem Worte Erwähnung getan hatte. Wahrscheinlich war er aber gar nicht mit dem Schiff gekommen, sondern aus irgendeiner anderen Richtung.

Die Entdeckung gab Escher allerlei zu denken.

Demnächst, jedenfalls schon im Laufe des morgigen Tages, würde der Fremde ja mit ihm aufkommen. Dann konnten sie ihre Reise gemeinsam fortsetzen. Das war eine ganz angenehme Aussicht.

Einstweilen konnte er aber nichts weiter tun.

Zurückzugehen und dem Manne einen Besuch abzustatten, kam ihm nicht in den Sinn. Der mußte ja schließlich auch die Qualmsäulen seiner Smudges bemerkt haben und es hätte für ihn nähergelegen, noch die eine Meile zurückzulegen. So spannte Escher sein Moskitonetz aus, wickelte sich in seine wollenen Decken und rollte sich unter das Netz.

Gegen Morgen wurde er aus seinem Schlummer gestört. Seine Befürchtungen waren eingetroffen. Es regnete und regnete heftig. Er sprang auf, raffte Decken und Moskitonetz zusammen und barg sie unter der wasserdichten Leinwandplane, die er zum Schutze seiner Ausrüstung gegen Regengüsse mit sich führte. Dann holte er seine Parka darunter hervor und hüllte sich in diese ein.

Nunmehr gegen den Regen notdürftig geschützt, setzte er sich in der Nähe seines längst verlöschten Feuers nieder und versuchte, sich für die Anstrengungen des kommenden Tages möglichst im Sitzen noch etwas Schlaf zu verschaffen. Das gelang ihm freilich nicht. Er döste nur eine Stunde oder zwei vor sich hin.

Dann plötzlich, wie aus einem Traum heraus, hörte er das Schnauben eines Pferdes. Er schenkte ihm aber keine Beachtung, da er es für das seines eigenen Tieres hielt.

Erst als eine unverkennbar weibliche Stimme dicht neben ihm laut und deutlich die Worte „Mister Escher!“ aussprach, fuhr er, wie von einer Tarantel gestochen, empor.

Er strich sich die Haube seiner Parka aus dem Gesicht und blickte auf. Es war nicht mehr ganz dunkel, aber der Regen fiel heftiger als zuvor und mitten in seinen Schleiern sah er in unbestimmten Umrissen eine Gestalt in eine Parka gekleidet, wie er selbst. Ein paar Schritte von ihr stand ein Packpferd, dem sich eben sein eigenes mit einem kameradschaftlichen Schnauben näherte, da es in ihm wohl einen Stallgefährten aus Fairbanks Landing erkannt hatte.

„Um Gottes willen, das ist doch nicht etwa — —“

„— — die kleine May? Ja. Keine andere!“ kam die Stimme des Mädchens aus der Haube ihrer Parka mit einem halb verlegenen Lachen.

„Aber was soll denn das heißen, Girl? Wie kommen Sie hierher? Denn das waren doch wohl Ihre Smudges, die ich dort, eine Meile zurück, gesehen habe? Und ich dachte, es wäre ein Claimjäger, der auch nach dem Johnson-Gebirge wollte und den Weg durch die Sümpfe gewählt hatte“, rief Escher, keineswegs freudig überrascht von der unerwarteten Begegnung, die ihn eine ganze Reihe von Erschwerungen seiner ohnehin schon schwierigen Lage voraussehen ließ.

„Sie haben recht gedacht, Sir, es ist ein Claimjäger auf der Reise nach den Johnson-Mountains, der hier vor Ihnen steht, und es waren meine Smudges, die Sie sahen“, antwortete das Mädchen in einem Tone, in dem trotz des Unbehaglichen ihrer augenblicklichen Lage etwas wie Schelmerei und trotziges Anerkennen einer begangenen Unüberlegtheit, die man aber durchzuführen gewillt ist, klang.

„Ich hatte nämlich auch Kenntnis von den neuen Funden am Glenn Creek“, fuhr sie fort, ohne es für angezeigt zu halten, die Art, wie diese Kenntnis ihr geworden, zu offenbaren. „Und ich dachte, ich könnte nichts besseres tun, als Ihnen zu folgen, wenn ich mir einen Claim sichern wollte. Verstehen Sie, Sir, nur folgen wollte ich Ihnen. Gar nicht mit Ihnen zusammentreffen. Und ich kann auch ganz gut für mich in der Wildnis sorgen, denn ich stamme von einer Farm, wo man das lernt. Aber da kam der Regen — und — und — na ja, der hat eben alle guten Vorsätze weggewaschen, denn ich war besorgt, daß ich Ihre Fährte verlieren könnte. Da mußte ich näherkommen.“

Sie stand vor ihm wie ein Kind, das Schelte erwartet und sich im vorhinein rechtfertigen möchte.

„Aber, May, sind Sie denn so von all Ihren guten Geistern verlassen, daß Sie nicht einsehen, welche Torheit Sie begangen haben? Sie müssen sofort wieder umkehren. Sie haben ja im Pavillon-Theater davon gesprochen, aber ich habe es nicht ernst genommen, sondern nur für eine so verwegene Idee, wie sie sich junge Mädchen manchmal zurechtlegen.“

May hatte sich neben ihm in das nasse Gras niedergelassen. Die Parka schützte sie genügend gegen Nässe, und Escher bemerkte jetzt, daß ihre Füße mit Muckluks, wasserdichten Schaftstiefeln aus Seehundsleder, bekleidet waren, die trotz der Beschmutzung durch den zurückgelegten Weg ihre zierliche Form nicht verleugneten.

„Meine guten Geister, Sir“, antwortete sie mit angenommener Würde, „raten mir im Gegenteil, durchzuführen, was ich angefangen habe. — Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich Geld brauche. Eine große Summe. Und es soll ehrlich erworbenes Geld sein, denn auf anderem ruht doch kein Segen. Und wenn es mit großer Mühe und vielleicht auch mit Gefahr erworben ist, so werde ich später einmal um so mehr darauf stolz sein. Es ist wahr, die Moskitos sind schrecklich, aber ich habe gar nicht erwartet, daß es sich bei dieser Reise um einen Nachmittagsspaziergang just zur nächsten Farm handelt. Und wenn Sie mit dieser Plage fertig werden, kann ich's auch.“

„Aber, May, dieser Trail ist nicht wie ein anderer. Sie haben keine Ahnung von dem, was Ihnen noch bevorsteht. Sie müssen unbedingt zurück.“

„Gehen Sie zurück?“ fragte sie unschuldig.

„Ich? Nein, obwohl es vielleicht auch für mich das beste wäre. Besonders jetzt nach diesem Regen, von dem ich fürchte, daß er die Fährte, der ich folgen wollte, arg verwischt hat. Trotzdem werde ich meinen Weg fortsetzen. Es ist vielleicht leichtsinnig und unbedacht, aber — —“

„Dann gehe ich auch weiter“, entschied sie.

„Sie müssen unter allen Umständen zurück!" rief Escher energisch. „Ich nehme Sie nicht mit mir!"

„Sehen Sie dort den kleinen Busch?" fragte May ruhig, auf einen Strauch in der Nähe deutend. „Ich glaube, es ist ein Hagedornstrauch und er wird fünfzig Schritt von hier entfernt sein. Ich denke, es ist eine genügend weite Grenze für Ihr Hausrecht an diesem Kamp. Hinter ihr hört Ihre Autorität über mich auf. Sie können mich nicht hindern, Ihnen in einem Abstand von fünfzig Schritten zu folgen. Oder wenn Ihnen meine Nachbarschaft so besonders unangenehm ist, bin ich bereit, ihn noch etwas zu vergrößern. Aber folgen werde ich Ihnen."

Escher wußte, daß es vergeblich sein würde, mit dem Mädchen über die Torheit dieses Entschlusses noch weiter zu argumentieren. Er kannte zu gut den Geist der Unerschrockenheit, der früher die amerikanischen Pionierfrauen beseelte und auch jetzt noch so manches amerikanische junge Mädchen hinaustreibt in die Ferne, auf Entdeckungsreisen und in Abenteuer. Hatte ihn in Eileen Malony gefunden, die mit ihm die fürchterliche Winterreise über den White-Paß nach Dawson unternommen, und fand ihn jetzt wieder in der kleinen May.

Wer keine Sorgen hat...

Von Hermann Otfried.

Wer keine Sorgen hat, macht sich welche — das ist eine alte Sache.

Oder finden Sie, daß es unbedingt nötig war, wissenschaftlich zu untersuchen, ob eine Wurst schräg oder gerade angeschnitten werden muß? Tatsächlich ist über diese Frage im 17. Jahrhundert eine philosophische Dissertation erschienen. Desgleichen auch über die Möglichkeit, „ob ein Kamel wirklich durch ein Nadelöhr geht" und „ob die Kleider der Kinder Israel in der Wüste wirklich mit diesen Kindern gewachsen sind".

Ein ähnlich konfektionäres Thema behandelte eine 1676 in Wittenberg erschienene Arbeit über „die Kleider, so die Engel tragen". Ein gewisser Superintendent Fochner aus Halle veröffentlichte „Untersuchungen über den Schoß Abrahams gemäß Lucas 13", und dessen Amtsbruder Gohlig aus Chemnitz schrieb 1725 sogar zwei ernsthafte dickleibige Wälzer über die Frage, „ob Gott einen Bart hat und über die Ursachen desselbigen Bartes". Zu diesen Autoren mag man auch jenen zählen, der 1718 eine Predigt vortrug und drucken ließ, in welcher — nicht ein einziges R vorkam.

Verständlicher mag manchem schon die Verlegenheit eines Obersten aus dem dreißigjährigen Krieg erscheinen, der da behauptete, vom Teufel in Gestalt seines eigenen Weibes vexiert worden zu sein, so daß er, zum Beispiel bei Tisch, wenn seine Frau in die Stube trat, nie recht wußte, ob sie es war oder der Teufel. — Denn das soll auch heute noch hie und da vorkommen.

Von König Eduard I. von England erzählt man sich daß er, kurz bevor er im Jahre 1330 starb, seinen ältesten Sohn schwören ließ, genau nach seinem letzten Willen zu handeln. Dann drückte er den Wunsch aus, in einem großen Topfe gekocht zu werden, so lange, bis die Knochen sich vom Fleische lösten. Das Fleisch solle der Sohn begraben, die Knochen jedoch als Talisman gegen eine mögliche Erhebung der Schotten aufbewahren. Eduard der Sohn, bestürzt und entsetzt, begnügte sich begreiflicherweise damit, dem anspruchsvollen Papa ein allgemein christliches Begräbnis zuteil werden zu lassen.

Der Graf von Mirandole, 1825 gestorben, vermachte sein ganzes Vermögen — einem Karpfen, den er seit 20 Jahren in einem uralten Fischweiher ernährt hatte. Ein Privatherr, der durch glückliche Börsenspekulationen ein Vermögen von 60,000 Pfund erworben hatte, vermachte diese Summe 1776 einem Vetter unter der Bedingung, daß dieser sich täglich ohne Ausnahme zur Börse begebe und dort von 2 bis 5 Uhr verweile. Der Vetter soll darüber, was man ihm nicht verdenken kann, beinahe den Verstand verloren haben.

Von dem verstorbenen Schauspieler Valentino wird erzählt, daß er seiner ersten Frau nichts, der zweiten einen Dollar und den Rest seines beträchtlichen Vermögens einem kleinen Landmädchen vermacht habe, in welchem er schauspielerisches Talent entdeckt hatte.

Ein anderes, ähnliches Kapitel über die Schrullenhaftigkeit der Menschen ist die Eitelkeit. Der Mensch tut viel, der Mensch leidet viel — um schön zu sein. Die Königin Marie Antoinette trug solch übermäßig hohe Frisuren, daß sie mit dem Kronleuchter im Schloß zu Versailles in ernstliche Kollision geriet. Und eine Dame, die ihr bei Hofe vorgestellt werden sollte, ließ sich in ihren monströsen Kopfputz eine Flasche mit Wasser einarbeiten, damit die ihre Frisur zierenden Blumen nicht so bald verwelkten.

Aber Ihnen, meine Herren, die Sie jetzt so mokant lächeln, will ich nur ein Beispiel erzählen, daß auch wir gegen derartige Sorgen nicht immer gefeit sind. Eine der geistigen Zierden unseres Geschlechts, der berühmte Philosoph (und Shakespeare-Uebersetzer) August Wilhelm Schlegel, war, was wohl wenige wissen, leider kahlköpfig. Noch im Alter besaß er eine ganze Garnitur blonder Lockenperücken von verschiedenen Längen, die er stets nacheinander aufsetzte, um das Wachstum seiner Haare zu veranschaulichen. War er dann bei der längsten angekommen, so pflegte er mit Gleichmut zu sagen: „Es ist erstaunlich, wie schnell mein Haar wächst; ich muß es wirklich schon wieder schneiden lassen!" Worauf er am nächsten Tage wieder mit der kürzesten Perücke erschien.

Erinnerung an einen Krankenbesuch.

Als ich Dich nach Deiner schwerwiegenden, entscheidenden Stunde erstmals wieder sah, die Augen geschlossen, die Wangen wie in leichtem Fieber gerötet, die arbeitsamen Hände welk und blutleer auf der weißen Decke, da schaffte sich das Erinnern eben noch mühsam aus Deinem tiefen Schlaf heraus. Langsam nur kehrte es zurück ins Licht, ins Leben.

Wie schmerzlos und barmherzig wäre doch in diesem tiefen Schlaf das Hinübergleiten gewesen, schon an der Grenze ins stille, dunkle Tal; aber anders war es bestimmt.

Mühsam nur öffnetest Du die Augen zum Gruß und mühsam fanden sich die Worte auf Deine Lippen: ich glaube, nun kommt es wieder gut? Dann eine lange, lange Pause. Stille ringsum. Draußen trieb leichtes, lautloses Schneegestöber um Türme und Dächer der Altstadt. Die Welt lag unter einer weißen, weichen, warmen Decke wie auch Du.

Dann wieder ein paar leise Worte: Nun bin ich doch wieder aufgewacht — ja es ist gut so. Und weiter: es war wohl nicht immer alles wie es hätte .... Aber ein Heim war da, ein Heim ist da, so lange ich bin.

Dann wieder tiefe Stille um uns. Draußen, unter breiten, verschneiten Aesten, jagten die Spatzen einander das Futter ab. Ein freies, geschütztes Plätzchen hat ihnen der Baum beschert und eine gütige Hand hat ihnen da Körner hineingestreut.

Meine Augen suchten wieder in Deinen Zügen zu lesen: schläft er? träumt er? hält er stumme Zwiesprache mit seinem wiedergewonnenen Sein, mit seinem neuerwachten Leben?

Mein Blick fiel auf Deine Uhr, die vor mir auf dem Tische lag. Komisch wie sie da lag. Wie ein abgeliefertes